

Thomas Loer

Reziprozität

Annäherungen an eine Grundlegung der Kultur- und Sozialwissenschaften

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	3
Abbildungsverzeichnis	5
Vorwort	6
1 Vorbemerkung	9
2 Alltägliche Reziprozität	11
2.1 Vorbemerkung	11
2.2 Grüßen	11
2.2.1 Analyse	11
2.2.2 Fazit	28
2.3 Sich Verabschieden	29
2.3.1 Analyse	29
2.3.2 Fazit	30
2.4 Danken	32
2.4.1 Analyse	32
2.4.2 Fazit	49
2.5 Schenken	50
2.5.1 Analyse	50
2.5.2 Fazit	58
2.6 Zum Begriff der Reziprozität im Ausgang von alltäglichen Phänomenen	59
3 Zum Begriff der Reziprozität im Ausgang von der Untersuchung vorkolonialer Kulturen	61
3.1 Vorbemerkung	61
3.2 Einige Phänomene (Ringtausch, Potlatsch)	61
3.2.1 Das Phänomen des Ringtauschs	61
3.2.2 Das Phänomen des Potlatsch	65
3.3 Marcel Mauss' systematisierende Deutung (Gabe)	70
3.3.1 Einleitung	70
3.3.2 Bericht über das <i>hau</i> – eine Analyse	72

3.3.3	Mauss' Deutung und Konzept der Gabe.....	84
3.3.4	Claude Lévi-Strauss' theoretische Explikation (Inzestverbot und Exogamie).....	89
3.4	Marcel Hénaffs Versuch philosophischer Systematisierung.....	98
4	Schlussfolgerungen: Reziprozität und die Grundlegung der Kulturosoziologie.....	107
4.1	Vorbemerkung	107
4.2	Vorüberlegungen zur Kulturosoziologie.....	108
4.3	Tier und Mensch, Natur und Kultur	110
4.4	Die Reziprozitätsregel als Konstitutivum von Kultur	115
4.5	Ausklang.....	120
5	Anhang	121
5.1	Literaturverzeichnis	121
5.2	Originalzitate.....	145

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Verhältnis von Gesellschaft und Gemeinschaft	39
Abbildung 2: Verhältnis von Gemeinschaft und Gesellschaft (erweiterte Fassung)	42
Abbildung 3: Verhältnis von Struktureller und Inhaltlich gestalteter Reziprozität (1)	103
Abbildung 4: Verhältnis von Struktureller und Inhaltlich gestalteter Reziprozität (2)	119

Vorwort

Der Violinist Arnold Steinhardt, Mitbegründer des Guarneri String Quartet, schrieb bezüglich einer Schallplattenaufnahme des Klavierquintetts von Robert Schumann (op. 44), zu der der Pianist Artur Schnabel das Quartett schelmisch verführte (vgl. Steinhardt 1998/2000: 155):¹ⁱ „Normalerweise sind Aufnahmen ein natürlicher Spross von Aufführungen, aber in diesem Fall war es umgekehrt.“ⁱⁱ (a. a. O.: 156; eÜ) – In ähnlicher Weise verhält es sich mit diesem Studienbrief: Normalerweise sind Studienbriefe und andere Lehrmaterialien ein natürlicher Spross von elaborierten Forschungsergebnissen und erprobten theoretischen Ausarbeitungen, aber in diesem Fall... Ich ließ mich dazu verführen, ein Thema für einen Studienbrief aufzubereiten, das zu erforschen und theoretisch zu explizieren ich mir lange schon vorgenommen, dessen Erarbeitung ich aber aus verschiedenen Gründen immer wieder verschoben hatte. Dies führte unvermeidlicherweise zu zwei miteinander verschränkten Problemen: Eine Aufbereitung setzt naturgemäß einen bereits vorliegenden Stoff voraus, der eben aufbereitet werden kann. Wenn nun dieser Stoff, dieses Thema im Prozess der Aufbereitung selbst erst erarbeitet wird – wenn also etwa im Zuge der Aufbereitung eines Erzes dieses überhaupt erst gewonnen wird –, so wird auf der einen Seite die Aufbereitung, die dann ja immer wieder mit der Erarbeitung verschränkt ist, nicht so gründlich erfolgen können, dass sie zu einem leicht verwendbaren Konzentrat führt; vielmehr wird dieses immer mehr oder weniger offensichtlich die Erarbeitung seines Ausgangsthemas erkennen lassen – das leicht verwendbare Erzpulver wird also mehr oder weniger grobe Körnchen und Brocken enthalten. Auf der anderen Seite wird die Erarbeitung des Themas unter Umständen verkürzt oder beschleunigt werden müssen, um rascher zu dem verwendbaren Konzentrat zu gelangen, was aber eine vorschnelle und damit unzureichende Klärung mit sich bringen könnte – beim Flotieren könnten etwa scheinbare Verunreinigungen vorschnell abgeschöpft und die Qualität des Erzes so verringert werden. Wenn nun im Laufe der Arbeit an diesem Studienbrief eine Entscheidung zu treffen war zwischen eingängigerer Aufbereitung zum Zwecke leichter Verwendung und gründlicherer Erarbeitung des Themas, so habe ich mich in der Regel für letztere entschieden, wohl wissend, dass damit hier und da die Nutzer des Studienbriefs stark gefordert sind in ihrer Bereitschaft, sich auf komplexe Zusammenhänge einzulassen. Es geht aber hier wie in aller Lehre um „die Arbeit des Denkens, das Anstoß nimmt an befremdlichen Zügen der Erfahrungswelt“ (Rumpf 2002: 14) – und in der Wissenschaft müssen an der Erfahrungswelt die vertrauten Züge methodisch befremdlich gemacht werden; die Welt muss mit einem „entfernten Blick“²ⁱⁱⁱ betrachtet werden, um an ihr neue Erkenntnisse gewinnen zu können.

¹ Fremdsprachige Zitate werden in diesem Studienbrief in deutschen Übersetzungen wiedergegeben; die Originalzitate finden sich am Ende des Bandes (ab S. 145) und können anhand der Endnotennummer (in lateinischen Ziffern in Minuskeln) zugeordnet werden; diese folgt entweder direkt dem Zitat oder, wenn das Zitat sich in einer Fußnote befindet, der in arabischen Ziffern gesetzten Fußnotennummer. – Erfahrungen mit Übersetzungen auch renommierter Übersetzer zeigen, dass Übersetzungen nicht nur bei literarischen Texten problematisch sind (s. die Bemerkung des von Masatoshi Nagase gespielten japanischen Dichters in dem Film „Paterson“ [2016] von Jim Jarmusch: „Gedichte in Übersetzung sind wie duschen mit Regenmantel.“ – ca. h 1:13; eÜ; ich danke Andreas Zäh, Frankfurt/M., für den Hinweis auf diesen Film); auch bei wissenschaftlichen Texten ist der Verlust an Prägnanz oftmals erheblich (s. auch Loer 2005: 3, Fn. 1). Die Hinzufügung „eÜ“ bedeutet: eigene Übersetzung durch den Autor des vorliegenden Studienbriefes. – Sind bei Literaturangaben zwei Jahreszahlen angegeben, so wird vor dem Schrägstrich das Jahr der Erstveröffentlichung und nach dem Schrägstrich das Erscheinungsjahr der benutzten Ausgabe genannt.

² So der Titel eines Buches von Claude Lévi-Strauss (1983), der in der deutschen Ausgabe verkürzend „Der Blick aus der Ferne“ lautet (1983/1985). Auf die Frage, wie er zu dem Titel gekommen sei, antwortete Lévi-Strauss: „Es ist ein dem Japanischen entlehnter Titel, der mir bei der Lektüre von Zeami eingefallen ist, dem Schöpfer des Nô. Er sagt, man müsse, um ein guter Schauspieler zu sein, imstande sein, sich selbst auf eben die Weise zu betrachten, wie die Zuschauer einen betrachten, und er gebraucht den Ausdruck des entfernten Blicks. Ich habe bemerkt, daß dieser Ausdruck

Hierfür wird eingangs – von den Studenten wie von den Dozenten – vor allem die Geduld gefordert sein, sich auf die bekannte Erfahrungswelt einzulassen wie auf Unvertrautes. Für den Lehrenden der Kunst und Literatur hat Ezra Pound dies vorsichtig in eine triftige Maxime gefasst: „Ich glaube, der ideale Lehrer würde sich jedem Meisterwerk, das er seiner Klasse präsentierte, geradezu so nähern, als ob er es niemals zuvor gesehen hätte.“^{iv} (Pound 1934/1987: 86; Kursivierung getilgt; eÜ) Dies verhindert ein zu schnelles Einrasten von Vor-Urteilen, die in der Praxis unabdingbar das uns praktisch Vertraute konstituieren. In der Wissenschaft aber führte dieses Einrasten zu „unvollständigen Beobachtungen und noch unvollständigeren Induktionen“ aus denen „irrigte Ansichten vom Wesen der Naturkräfte [entstehen]: Ansichten, die, durch bedeutsame Sprachformen gleichsam verkörpert und erstarrt, sich wie ein Gemeingut der Phantasie durch alle Klassen einer Nation verbreiten.“ (von Humboldt 1845-62/2008: 1: 27)

Erst nach einem befremdlichen und befremdenden Durchgang durch die vertraute Alltagswelt wenden wir uns vorliegenden Forschungsergebnissen und begrifflichen Ausarbeitungen des Themas zu; denn nun sind wir in der Lage, selbst zu beurteilen, ob es sich dabei um ‚durch bedeutsame Sprachformen erstarrte Ansichten‘ handelt, mittels derer man „so Bescheid weiß, dass das Phänomen [...] nicht mehr in Staunen versetzt, sondern dass es [...] nur zur Bestätigung des Gewussten schrumpft“ (Rumpf 2002: 15), oder ob sie erlauben, „untersuchend und darum zweifelnd, das fest Ergündete vom bloß Wahrscheinlichen“ zu trennen und „durch Erweiterung und Berichtigung“ der Ansichten zu vervollkommen (von Humboldt 1845-62/2008: 1: 27).

Dabei decken die vorliegenden Forschungsergebnisse und theoretischen Erkenntnisse, die wir hier betrachten, bei weitem nicht das ganze Feld der Untersuchungen zu unserem Thema ab. Der Auswahl liegt die Überlegung zugrunde, diejenigen Autoren heranzuziehen, die das Thema der Reziprozität am fruchtbarsten erarbeitet haben. Dass dies mit Marcel Mauss und Claude Lévi-Strauss diejenigen Autoren sind, die zudem im Beginn der wissenschaftlichen Diskussion dazu stehen und sie damit auch überhaupt grundgelegt haben, ist kein Zufall. Der dritte Autor, dem wir ein Unterkapitel widmen, Marcel Hénaff, wiederum hat im Ausgang von den beiden zuvor genannten Forschern den Begriff der Reziprozität auf eine sehr anregende und weiterführende Weise in die Diskussion um die Konstitution von Gemeinschaft und Gesellschaft überhaupt zurückgebracht.

Die Ubiquität von Phänomenen der Reziprozität in alltäglichsten Handlungen und die Fundamentalität struktureller Reziprozität bringen es mit sich, dass man, wenn der Blick dafür einmal geöffnet ist, sie überall entdeckt. Das bedeutet, dass die hier im ersten Hauptkapitel untersuchten Phänomene alltäglicher Reziprozität sich leicht vervielfachen ließen. Dies kann man sich bei der Arbeit mit dem Studienbrief zunutze machen, indem man die Analysemethode auf weitere Phänomene anwendet, so einerseits die methodische Erschließung unserer sozialen Wirklichkeit einübend und andererseits dem Begriff der Reziprozität eigenständig weitere Facetten hinzufügend. – Anregungen dazu sind in Fußnoten untergebracht und mit dem in Kapitälchen gesetzten Hinweis WEITERE FORSCHUNGSMÖGLICHKEIT markiert; es sind, wie gesagt, Anregungen und sie sind keineswegs erschöpfend.

Diese erweiternde Forschung kann und sollte in Gruppen erfolgen, wie es sich für Analysen mit der Methode der Objektiven Hermeneutik, die hier zur Anwendung kommt, bewährt hat. Allerdings sollte über der

sehr genau die Haltung des Ethnologen, der seine eigene Gesellschaft betrachtet, wiedergibt, nicht wie er sie in der Eigenschaft eines ihrer Glieder sieht, sondern wie andere Beobachter, die in weiter zeitlicher oder räumlicher Entfernung plaziert sind, sie betrachten würden.“ (Lévi-Strauss/Eribon 1988/1989: 262; kÜ) – Da, wie gesagt, auch bei wissenschaftlichen Texten Übersetzungen häufig zu einem Verlust an Prägnanz führen, wurden ggf. die benutzten Übersetzungen von mir korrigiert; mit der Hinzufügung „kÜ“ wird dies markiert.

mündlichen Arbeit in Gruppen nicht die intensive Auseinandersetzung mit den Phänomenen wie mit ihrer begrifflichen Explikation versäumt werden, die meiner Erfahrung nach der schriftlichen Be- und Ausarbeitung eigen ist und die leider in der universitären Lehre im Zuge ihrer bolognesen Beschleunigung ins Hintertreffen zu geraten droht. Hier ist m. E. dem Künstler und Kunstpädagogen Gert Selle zuzustimmen:

„Schreiben macht in der Tat etwas größer [...]. Schreiben gewährt Zeit und Konzentration für die Sache, es erlaubt die reflektierende Artikulation des Wahrnehmens und Denkens im stummen sprachlichen Vollzug. Es läßt Annäherung und Distanzierung zu, fordert auf, für sich zu sein und suspendiert vom Zwang, sogleich verbal mit anderen kommunizieren zu müssen. [...] gerade weil ein Verlust von Spontaneität des Ausdrucks zu verzeichnen ist, stellt sich ein Formanspruch auf Genauigkeit ein, der den kreativen Akt des Schreibens am Material der Sprache erfaßt, das in seiner Form Dauer beansprucht, vom Daherreden erlöst und zu einer bedachten Verantwortlichkeit für die Gültigkeit des Geschriebenen führt.“ (Selle 1994: 76 f.)

Dieser Verantwortlichkeit auch in dem hier vorgelegten Text nachgekommen zu sein, nehme ich für mich in Anspruch – ob ich ihn erfüllen konnte, müssen die Leser, die die Mühe auf sich nehmen, mit diesem Studienbrief zu arbeiten, beurteilen und sie müssen ihn sich eigenständig und gemäß eigenen Forschungs- und Bildungsinteressen aneignen. Da geht es einem wissenschaftlichen Autor mit seinem Werk nicht anders als einem Komponisten mit dem seinen:

„Wenn seine Komposition in die Welt hinausgeht, wie ein Kind, das erwachsen geworden ist und seine Eltern verlassen hat, verzichtet der Komponist auf die Kontrolle darüber. Er muss akzeptieren, dass jede Aufführung unterschiedlich sein wird, manche weit entfernt von seiner ursprünglichen Prämisse.“^v (Steinhardt 1998/2000; 177; eÜ)

Insofern bleibt mir nur noch zu danken: Sascha Liebermann (Alfter) für einen diesmal weniger umfangreichen, nicht jedoch weniger intensiven, wie stets weiterführenden Austausch zu einigen Aspekten der Arbeit und zu Hinweisen, die zur Vermeidung von Missverständnissen beitrugen; Marcel Hénaff (San Diego), posthum, da er leider im Juli 2018 verstarb, für einen von Offenheit und Neugier geprägten kurzen, aber aufschlussreichen Briefwechsel; Rebekka Burke (Essen) für die Kommentierung meiner Analysen eines Maori-Textes; Götz Hindelang (Witzenhausen) für einen klärenden Schriftwechsel zur Frage der Rezensregel; Regina Loer (Bochum) für das Korrekturlesen einiger Passagen und für die Unterstützung bei der Literaturbeschaffung; Ute Fischer (Dortmund) und ihrer Hilfskraft Sina-Marie Levenig ebenso dafür; den Studenten meines im WS 2018/19 an der Universität Witten/Herdecke durchgeführten Seminars über Marcel Mauss für Anregungen und Nötigung zu weiterführender Explikation, darunter Kantemir Apashev, der zudem aufschlussreiches Material beisteuerte (s. u., S. 50 ff.); schließlich, als Letzter, aber für das Entstehen des Studienbriefs Wichtigster, Dorett Funcke (Hagen) für einige klärende Kommentare, vor allem aber für das Anstiften dieser Arbeit, die, wie gesagt, den forcierten Beginn, nicht den Beschluss der Beschäftigung mit dem Thema der Reziprozität markiert.

Overberge, den 10. Nov. 2019

1 Vorbemerkung

„Es geht immer hin und es geht her.“
(Brückner 1993: 320)

Gegenstand der Soziologie ist menschliche Praxis, also Handeln in seinen vielfältigen Ausprägungen. Damit ist keineswegs die Berechtigung der Auffassung, es sei „Gesellschaft – das eigentliche Forschungsgebiet der Soziologie“ (Institut für Sozialforschung 1956: 22), bestritten; allerdings begreifen wir menschliche Gesellschaft (s. u., *Exkurs zu Gemeinschaft und Gesellschaft*, S. 35) als wesentlich durch Praxis bestimmt. Dabei ist, wenn wir den Begriff der Praxis genauer betrachten, die Rede von ‚menschlicher Praxis‘³ schon ein Pleonasmus. Im Duden heißt es, das Wort ‚Praxis‘ leite sich her von „lat. praxis < griech. praxis = das Tun; Handlung(sweise); Unternehmen; Wirklichkeit, zu: prassein, prättein = tun, handeln“ (Duden 2001 a: Lemma ‚Praxis‘).

Hier sei bereits auf eine wichtige Differenz hingewiesen, die für unsere Überlegungen noch eine Rolle spielen wird: Einerseits bedeutet ‚Praxis‘ konkret „Geschäft, Unternehmung, Verrichtung“ (Gemoll 1954/1979: 626) mit dem Fokus auf „Tat“ (ebd.) und damit Entscheidung, die eine Entscheidungsmittel beinhaltet; andererseits bedeutet ‚Praxis‘ abstrakt „Handlungsweise“ (ebd.); letztere bezeichnen wir im Deutschen normalerweise als *Praktik*. In der Soziologie findet sich eine Tendenz zur Vernachlässigung dieser Differenz, was nicht ohne Folgen bleibt; diese Tendenz ist wohl dem Einfluss Pierre Bourdieus zuzuschreiben. Das Problem hat seinen Ausgang darin, dass sich im Französischen nicht so ohne weiteres eine Unterscheidung zwischen Praxis und Praktik machen lässt, da beides ‚la pratique‘ heißt. Dies geht bei Bourdieu mit einer begrifflichen Verkürzung einher. Wo Soziologen von Bourdieus Praxis-Begriff ausgehen, setzt sich diese Verkürzung oftmals fort. So wird z. B. in Frank Hillebrandts „Soziologie der Praxis“ (vgl. 2009: 19-90) der Begriff der Praxis auf den Aspekt der *Handlungsweise* reduziert – und dies, obwohl Hillebrandt als deutsch Schreibender oftmals von Praxis redet. Das zeigt sich etwa, wenn „Tausch[...] als Verkettung von Einzelpraktiken in der Sach-, Sozial- und Zeitdimension“ (a. a. O.: 96; kursiv von mir, TL) bestimmt und das dann als „Praxistheorie“ (kursiv von mir, TL) bezeichnet wird. Das Verhältnis von Praxis und Praktik ist aber so zu sehen, dass eine Lebenspraxis – sei dies ein Individuum oder ein Kollektiv – Entscheidungen trifft, deren Umsetzung sich in bestimmten Handlungsweisen, eben *Praktiken*, ausdrückt; die Wahl dieser Praktiken aber geht wiederum auf Entscheidungen der Praxis zurück. – Wenn ich (Person A) mich also etwa dafür entscheide, mich von Büchern zu trennen, so kann ich dies an einer Büchertauschbörse tun, und mich für eine Büchertauschbörse entscheiden, bei der ich zunächst eine gewisse Anzahl an Büchern abgebe (Praktik 1_A), was andere Personen B, C ... ebenfalls tun (Praktik 1_B, Praktik 1_C, ...), um dann in einem zweiten Schritt mir eine gewisse Anzahl an anderen Büchern auszusuchen (Praktik 2_A), was andere Personen B, C ... ebenfalls tun (Praktik 2_B, Praktik 2_C, ...). Die Verknüpfung dieser Einzelpraktiken ergibt aber nicht eine Praxis, sondern ein aufeinander bezogenes Tausch-Handeln – wie dieses genau zu denken ist, damit müssen wir uns noch beschäftigen. Zurück zum Handeln: Handeln ist regelgeleitetes Verhalten. Wir werden später (s. u., S. 108) noch auf diese Annahme zurückkommen, betrifft sie doch einen wichtigen Aspekt unseres Themas; wir müssen aber hier schon festhalten, dass der Begriff des Verhaltens im weiteren Sinne – das ist hier gemeint – vom Begriff des Verhaltens im engeren Sinne unterschieden werden muss. Ersterer ist das Genus proximum sowohl zu letzterem wie zum Begriff des Handelns. Handeln nun ist

³ Anführungszeichen werden in diesem Studienbrief wie folgt verwendet: Volle Anführungszeichen („xxx“) stehen außer bei wörtlich wiedergegebenen Textstellen (Zitaten) vor und hinter wörtlich wiedergegebenen Äußerungen (so wenn etwa im analysierenden Text Äußerungen aus dem behandelten Datenmaterial zitiert, aber auch, wenn Beispieläußerungen gegeben werden); halbe Anführungszeichen (‘xxx’) kennzeichnen metasprachliche Sprachverwendung – dies ist hier der Fall – oder markieren eine Anführung innerhalb einer Anführung (wenn im zitierten Text für diese eine andere Typographie – etwa Guillemets – verwendet wird, wird diese beibehalten).

spezifisch menschlich;⁴ Tiere handeln nicht, sondern verhalten sich – hier ist Verhalten nun im engeren Sinne zu verstehen. Das bedeutet, sie verhalten sich gemäß ihrer genetischen Programmierung und den erlernten „Verhaltensmustern“^{vi} (Count 1970: 7), die in entsprechend genetisch vorgesehenen Prägungsphasen erworben werden und in die genetische Ausstattung passen.

Wenn wir uns in einem soziologischen Studienbrief der Sache und dem Begriff der Reziprozität zuwenden, so thematisieren wir diese also als einen Aspekt von Handeln. Sofort stellen sich natürlich viele Fragen: Inwiefern ist Reziprozität ein Aspekt von Handeln? Worin manifestiert sie sich im Handeln? Was ist ihre Bedeutung im Handeln?

Wenn ein Soziologe sich einem Gegenstand zuwendet, der bereits mit einem Terminus benannt wird, so tut er gut daran, sich über die Etymologie des Terminus Klarheit zu verschaffen.⁵ Was also heißt ‚Reziprozität‘? Das Wort stammt offensichtlich aus dem Lateinischen; ziehen wir ein lateinisches Wörterbuch heran, so finden wir jedoch das Wort selbst zunächst nicht. Wenn wir aber das Suffix ‚-ität‘ abziehen, das aus der lateinischen Endung ‚-itas‘ oder aus der französischen Endung ‚-ité‘ abgeleitet ist (vgl. Eisenberg 1998: 274) und die Substantivierung – und zwar im Sinne einer Eigenschaft⁶ – markiert, so bleibt der Stamm ‚reziprok‘⁷ zurück und dessen lateinisches Pendant findet sich sehr wohl: „reciprocus, a, um (aus *recus u. *procus [vgl. proceres] zusammengesetzt), auf demselben Wege zurückgehend, -kehrend, -tretend“ (Georges 1913-18/2002: Lemma ‚reciprocus‘; Hervorhebungen getilgt, TL). Damit können wir also vorläufig und vorgängig festhalten, dass mit dem Terminus ‚Reziprozität‘ eine Eigenschaft des Handelns gekennzeichnet ist, die darin besteht, dass etwas an ihm ‚auf demselben Wege zurückgeht‘ – dies setzt voraus, dass es zuvor auf diesem Weg in die andere Richtung hingegangen sein muss. Was mag das sein? Bevor wir, was ja eine Möglichkeit wäre, die Literatur zum Thema der Reziprozität heranziehen, werden wir versuchen, uns anhand von Beispielen alltäglicher Reziprozität einen eigenen Begriff zu erarbeiten; dies erlaubt es uns, einen Maßstab für die kritische Sichtung der Literatur zu entwickeln.

In dieser Hinsicht lässt sich auf unser Vorgehen bezüglich des Begriffs der Reziprozität übertragen, was Ralf Dahrendorf zu seinem Vorgehen bezüglich des Begriffs ‚homo sociologicus‘ sagt:

„Statt begrifflicher Kritik und Polemik soll uns zunächst der Sachzusammenhang, aus dem *homo sociologicus* entspringt, beschäftigen, bevor wir die Zeugenaussagen an den Ergebnissen unserer eigenen Untersuchung messen.“ „Es bedarf kaum der Betonung, daß die folgende Analyse dennoch nicht ‚naiv‘, sondern ständig an der soziologischen Diskussion der in Frage stehenden Kategorien orientiert ist. [...] Wo die folgende Darstellung direkt von einzelnen Autoren abhängig ist, ist dies selbstverständlich angemerkt.“ (1959/1965: 23; kursiv i. Orig.)

⁴ Auch diese Behauptung stellt einen Vorgriff dar; wir werden sehen, dass sie zu den zentralen Aspekten unseres Themas gehört.

⁵ S. etwa zu Begriff und Terminus ‚Supervision‘: Loer 2018 a: 7 f.

⁶ S. für die entsprechende lateinische Endung: Stowasser 1979/1998: XV.

⁷ Auf den Lautwandel von ‚k‘ zu ‚z‘ gehen wir hier nicht ein; sie geben zwei verschiedene Aussprachevariante des lateinischen ‚c‘ wieder (vgl. Stowasser 1979/1998: IX f., XXIII).